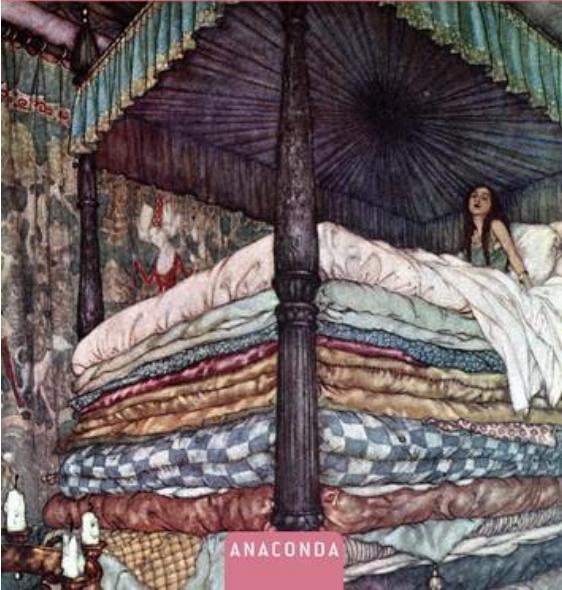


Hans Christian Andersen

Die Prinzessin auf der Erbse

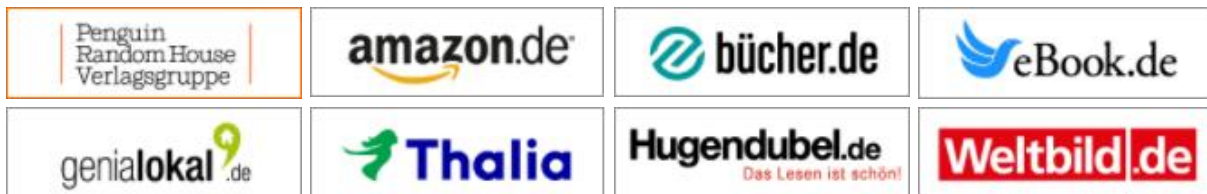


# Leseprobe

Hans Christian Andersen  
**Die Prinzessin auf der Erbse**

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 3,95 €



---

Seiten: 128

Erscheinungstermin: 07. August 2010

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Zeitlos, rührend, zauberhaft – mit ungeheurem Einfallsreichtum und feinem erzählerischen Gespür hat der dänische Märchendichter Hans Christian Andersen (1805–1875) sich in die Herzen eines weltweiten Millionenpublikums geschrieben. Dieser Band präsentiert eine Auswahl seiner schönsten Märchen: Neben der berühmten »Prinzessin auf der Erbse« finden sich neun weitere Geschichten um bekannte Figuren, wobei »Däumelinchen« und »Die kleine Seejungfrau« ebenso wenig fehlen wie »Der standhafte Zinnsoldat« und »Das hässliche Entlein«.

### Autor

## Hans Christian Andersen

---

Hans Christian Andersen (1805-1875) wuchs als Sohn eines Schuhmachers in Odense auf. Armut und Einsamkeit prägten seine Kindheit, Depressionen und andere Krankheiten verfolgten ihn bis ins Erwachsenenalter. Sein künstlerisches Talent wurde am Königlichen Theater in Kopenhagen entdeckt, wo er bereits als 14-jähriger Unterricht als Sänger und Tänzer nahm. Im Jahr 1835 erschien das erste seiner Märchenbücher, das ihn mit einem Schlag bekannt machte. Andersens erste Märchen sind stark von Volksmärchen beeinflusst. Später schuf Andersen sich einen ganz eigenen, manchmal fast umgangssprachlichen Märchenton, der ihn zum berühmtesten Dichter seines Landes und zu einem der meistübersetzten Autoren machte. Andersens

Hans Christian Andersen  
Die Prinzessin auf der Erbse

Hans Christian Andersen

**Die Prinzessin  
auf der Erbse**

Aus dem Dänischen von  
Mathilde Mann

Ausgewählt von Julia Schuster

Anaconda

## Inhalt

Des Kaisers neue Kleider . . . . .	6
Die Schneekönigin . . . . .	11
Der standhafte Zinnsoldat . . . . .	44
Die kleine Seejungfrau . . . . .	49
Das hässliche junge Entlein . . . . .	73
Die Prinzessin auf der Erbse . . . . .	83
Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern . .	85
Die wilden Schwäne . . . . .	88
Die Dryade . . . . .	105

## Des Kaisers neue Kleider

Vor vielen Jahren lebte ein Kaiser, der so schrecklich gern neue Kleider mochte, dass er all sein Geld ausgab, um recht geputzt zu sein. Er machte sich nichts aus seinen Soldaten, machte sich nichts aus dem Theater oder aus einer Ausfahrt in den Wald, außer um seine neuen Kleider zu zeigen. Er hatte ein Gewand für jede Stunde des Tages, und so wie man von einem König sagt, er ist im Rate, sagte man hier immer: »Der Kaiser ist im Ankleidezimmer!«

In der großen Stadt, wo er wohnte, ging es sehr munter zu, jeden Tag kamen viele Fremde an; eines Tages kamen auch zwei Betrüger; die gaben sich für Weber aus und sagten, sie verstünden das schönste Zeug zu weben, das man sich nur denken könne. Nicht nur die Farben und die Muster seien etwas ungewöhnlich Schönes, sondern auch die Kleider, die aus dem Zeug genäht würden, hätten die sonderbare Eigenschaft, dass sie jedem Menschen unsichtbar wären, der nicht für sein Amt taugte oder auch unerlaubt dumm sei.

»Das sind ja prächtige Kleider!«, dachte der Kaiser; »wenn ich die an habe, könnte ich ja dahinter kommen, welche Männer in meinem Reiche nicht für das Amt taugen, das sie innehaben; ich kann die Klugen von den Dummen unterscheiden, ja, das Zeug muss sofort für mich gewebt werden!« Und er gab den beiden Betrügern viel Geld im voraus, damit sie ihre Arbeit beginnen könnten.

Sie stellten auch zwei Webstühle auf, taten so, als arbeiteten sie, hatten aber nicht das Geringste auf dem Stuhl. Frischweg verlangten sie die feinste Seide und das prächtigste Gold; das steckten sie in den eigenen Beutel und arbeiteten mit den leeren Webstühlen, und zwar bis tief in die Nacht hinein.

»Jetzt möchte ich doch einmal wissen, wie weit sie mit dem Zeug sind«, dachte der Kaiser, aber ihm war ordentlich ein wenig wunderlich ums Herz bei dem Gedanken, dass, wer dumm sei oder sich nicht für sein Amt eigne, es nicht sehen könne; nun glaubte

er ja freilich, dass er für sich selbst nicht besorgt zu sein brauche, aber er wollte doch vorher jemand hin senden, um zu sehen, wie die Sachen stünden. Alle Menschen in der ganzen Stadt wussten, welche sonderbare Kraft das Zeug besaß, und alle waren begierig, zu sehen, wie schlecht oder wie dumm ihr Nachbar wäre.

»Ich will meinen alten, ehrlichen Minister zu den Webern senden«, dachte der Kaiser, »der kann am besten sehen, wie sich das Zeug ausnimmt, denn er hat Verstand, und niemand waltet seines Amtes besser als er!«

Nun ging der alte, brave Minister in den Saal hinein, wo die beiden Betrüger saßen und an den leeren Webstühlen arbeiteten. »Gott soll mich bewahren!«, dachte der alte Minister und riss die Augen weit auf, »ich kann ja nichts sehen!« Aber er sagte es nicht.

Die beiden Betrüger baten ihn, die Güte zu haben und näher zu treten; sie fragten, ob es nicht ein schönes Muster und herrliche Farben seien. Dabei zeigten sie auf den leeren Webstuhl, und der arme, alte Minister fuhr fort, die Augen aufzureißen, aber er konnte nichts sehen, denn es war nichts da. »Großer Gott!«, dachte er, »sollte ich dumm sein? Das habe ich niemals geglaubt, und das darf kein Mensch erfahren. Sollte ich nicht für mein Amt taugen? Nein, es geht nicht an, dass ich erzähle, dass ich das Zeug nicht sehen kann!«

»Nun, Sie sagen ja gar nichts!«, sagte der eine, der webte.

»O, es ist reizend, ganz allerliebste!«, sagte der alte Minister und sah durch seine Brille, »dies Muster und diese Farben! – Ja, ich werde dem Kaiser sagen, dass es mir ganz außerordentlich gefällt!«

»Nun, das freut uns!«, sagten die beiden Weber, und dann nannten sie die Farben mit Namen und erklärten das seltsame Muster. Der alte Minister gab gut Acht, um dasselbe sagen zu können, wenn er wieder nach Hause zum Kaiser käme; und das tat er auch.

Nun verlangten die Betrüger mehr Geld, mehr Seide und Gold, sie müssten es zum Weben gebrauchen. Sie steckten aber alles in die eigenen Taschen, auf den Webstuhl kam kein Faden, doch fuhren sie fort, wie bisher an dem leeren Webstuhl zu arbeiten.

Der Kaiser sandte bald wieder einen andern ehrlichen Beamten hin, um zu sehen, wie es mit dem Weben stünde und ob das Zeug bald fertig sei. Dem erging es gradeso wie dem Minister, er sah und sah, weil aber nichts da war als der leere Webstuhl, so konnte er nichts sehen.

»Ja, ist es nicht ein wunderhübsches Stück Zeug!«, sagten die beiden Betrüger und zeigten und erklärten das prächtige Muster, das gar nicht da war.

»Dumm bin ich nicht«, dachte der Mann, »folgich taue ich nicht für mein gutes Amt? Das ist ja höchst komisch, aber das darf man sich nicht merken lassen!« Und dann lobte er das Zeug, das er nicht sah, und versicherte sie seiner Freude über die schönen Farben und das köstliche Muster. »Ja, es ist ganz wunderhübsch!«, sagte er zum Kaiser.

Alle Menschen in der Stadt sprachen von dem prächtigen Zeug.

Nun wollte der Kaiser es selbst sehen, während es noch auf dem Webstuhl war. Mit einer ganzen Schar ausgewählter Männer, unter denen sich auch die beiden braven Beamten befanden, die bereits da gewesen waren, begab er sich zu den beiden listigen Betrügern, die jetzt aus allen Kräften webten, aber ohne Faser oder Faden.

»Ja, ist es nicht *magnifique!*«, sagten die beiden braven Beamten. »Sehen Eure Majestät nur, welch ein Muster, welche Farben!« Und dabei zeigten sie auf den leeren Webstuhl, denn sie meinten, dass die andern das Zeug gewiss sehen könnten.

»Was ist denn das?«, dachte der Kaiser, »ich sehe nichts, das ist ja schrecklich! Bin ich dumm? Tauge ich nicht dazu, Kaiser zu sein? Das wäre das Schrecklichste, was mir begegnen könnte! Ja, es ist sehr schön!«, sagte der Kaiser, »es hat meinen allerhöchsten Beifall!«, und er nickte zufrieden und betrachtete den leeren Webstuhl; er wollte nicht sagen, dass er nichts sehen konnte. Das ganze Gefolge, das er bei sich hatte, sah und sah, bekam aber nicht mehr heraus als all die andern, aber sie sagten, ebenso wie der Kaiser: »Ja, es ist sehr schön!«, und sie rieten ihm, die Kleider aus diesem neuen, prächtigen Stoff zum ersten Mal bei der großen Prozession zu tragen, die stattfinden sollte. »Es ist *magnifique*, reizend, *excellent!*«,



so ging es von Mund zu Mund, und sie waren alle zusammen so außerordentlich zufrieden damit. Der Kaiser gab jedem der Betrüger einen Orden, in das Knopfloch zu hängen, und verlieh ihnen den Titel eines Hoflieferanten.

Die ganze Nacht, bevor die Prozession stattfinden sollte, saßen die Betrüger auf und hatten mehr als sechzehn Lichter angezündet. Die Leute konnten sehen, dass sie Eile hatten, des Kaisers neue Kleider fertig zu schassen. Sie taten, als ob sie das Zeug vom Webstuhl nähmen, sie schnitten mit großen Scheren in der Luft, sie nähten mit Nähnadeln ohne Faden und sagten zuletzt: »So, nun sind die Kleider fertig!«

Der Kaiser kam mit seinen vornehmsten Kavalieren selbst dahin, und beide Betrüger hoben den einen Arm in die Höhe, als hielten sie etwas und sagten: »Seht, hier sind die Beinkleider, hier ist das Gewand! Hier ist der Mantel!« Und so weiter. »Es ist so leicht wie Spinnengewebe! Man sollte glauben, man hätte nichts auf dem Leibe, aber das ist gerade der Vorzug davon!«

»Ja!«, sagten alle Kavaliere, aber sie konnten nichts sehen, denn da war nichts.

»Wollen Eure kaiserliche Majestät nun allergnädigst geruhen, Ihre Kleider abzulegen!«, sagten die Betrüger, »dann wollen wir Ihnen die neuen hier vor dem großen Spiegel anziehen!«

Der Kaiser legte alle seine Kleider ab, und die Betrüger taten so, als zögen sie ihm jedes Stück von den neuen Kleidern an, die sie hatten nähen sollen, und sie fassten ihn um die Taille und banden scheinbar etwas fest, das war die Schleppe, und der Kaiser drehte und wendete sich vor dem Spiegel.

»Mein Gott, wie gut sie kleiden! Wie prächtig sie sitzen!«, sagten sie alle zusammen. »Welch Muster, welche Farben! Das ist eine kostbare Tracht!«

»Draußen stehen sie mit dem Thronhimmel, der während der Prozession über Eurer Majestät getragen werden soll!«, sagte der Oberzeremonienmeister.

»Ja, ich bin fertig!«, sagte der Kaiser, »sitzt es nicht gut?«, und dann drehte er sich noch einmal vor dem Spiegel, denn es sollte so aussehen, als wenn er die Pracht so recht betrachte.

Die Kammerherren, die die Schleppe tragen sollten, tasteten mit den Händen am Fußboden, geradeso, als wenn sie die Schleppe aushöben; sie gingen und hielten sie in der Lust, sie durften sich ja nicht merken lassen, dass sie nichts sehen konnten.

Und dann schritt der Kaiser in der Prozession unter dem prächtigen Thronhimmel dahin, und alle Menschen auf der Straße und in den Fenstern sagten: »Gott, wie wunderschön des Kaisers neue Kleider sind! Welch eine herrliche Schleppe er an dem Gewand hat! Wie großartig alles sitzt!« Niemand wollte es sich merken lassen, dass er nichts sah, denn dann hätte er ja nicht zu seinem Amte getaugt oder wäre sehr dumm gewesen. Kein Gewand des Kaisers hatte je so viel Glück gemacht.

»Aber er hat ja gar nichts an!«, sagte ein kleines Kind, »Herrgott, hört die Stimme der Unschuld!«, sagte der Vater, und der eine flüsterte dem andern zu, was das Kind gesagt hatte.

»Er hat gar nichts an«, sagt ein kleines Kind, »er hat gar nichts an!«

»Er hat ja aber auch nichts an!«, rief schließlich das ganze Volk. Und der Kaiser erschrak, denn er fand, dass sie recht hatten, aber er dachte bei sich: »Die Prozession muss ich nun aushalten.« Und dann hielt er sich noch stolzer, und die Kammerherren gingen hinter ihm drein und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.

# Die Schneekönigin

EIN MÄRCHEN IN SIEBEN GESCHICHTEN

*Erste Geschichte,  
die von dem Spiegel und den Scherben handelt*

So! Nun fangen wir an. Wenn wir am Ende der Geschichte sind, wissen wir mehr, als wir jetzt wissen, denn es war ein böser Kobold! Es war einer von den allerschlimmsten, es war »der Teufel«. Eines Tages war er so recht guter Laune, denn er hatte einen Spiegel gemacht, der die Eigenschaft besaß, dass alles Gute und Schöne, was sich darin spiegelte, zu fast nichts zusammenschwand, aber was nichts taugte und sich schlecht ausnahm, das trat so recht hervor und wurde noch ärger. Die schönsten Landschaften sahen in dem Spiegel aus wie gekochter Spinat, und die besten Menschen wurden ekelhaft und standen auf dem Kopfe ohne Bauch. Die Gesichter wurden so verzerrt, dass sie nicht zu erkennen waren, und hatte man eine Sommersprosse, so konnte man sicher sein, dass sie sich über Nase und Mund ausbreitete. Das sei höchst belustigend, sagte der Teufel. Ging ein guter, frommer Gedanke durch einen Menschen, dann gab der Spiegel ein Grinsen wieder, sodass der Teufel über seine künstliche Erfindung lachen musste. Alle, die die Koboldschule besuchten, denn er hatte eine Koboldschule eingerichtet, erzählten weit und breit, dass ein Wunder geschehen sei; erst jetzt, meinten sie, könne man sehen, wie die Welt und die Menschen wirklich aussähen. Sie liefen mit dem Spiegel umher, und schließlich gab es kein Land und keinen Menschen mehr, die nicht verzerrt von dem Spiegel zurückgestrahlt worden wären. Nun wollten sie auch zum Himmel empor fliegen, um sich über die Engel und den lieben Gott lustig zu machen. Je höher sie mit dem Spiegel flogen, um so mehr grinste er, sie konnten ihn kaum festhalten; höher und höher flogen sie, Gott und den Engeln immer näher; da erbebt der Spiegel so schrecklich in seinem Grinsen, dass er ihren Händen entfiel und zur Erde stürzte, wo er in hundert

Millionen, Billionen und noch mehr Stücke zersprang. Und nun richteten sie gerade noch viel mehr Unheil an als bisher, denn einige Stücke waren kaum so groß wie ein Sandkorn, und diese flogen ringsumher in der weiten Welt; und wo sie jemand ins Auge bekam, da blieben sie sitzen, und da sahen die Menschen alles verkehrt oder hatten nur Auge für das, was bei einer Sache verkehrt war, denn jede kleine Spiegelscheibe hatte dieselbe Kraft behalten, die der ganze Spiegel besaß; einige Menschen bekamen sogar eine kleine Spiegelscheibe ins Herz, und dann war es ganz grässlich, das Herz ward gleichsam zu einem Klumpen Eis. Einige Stücke von dem Spiegel waren so groß, dass sie zu Fensterscheiben verwendet wurden, aber es war nicht gut, seine Freunde durch diese Scheiben zu betrachten; andere Stücke wurden in Brillen gefasst, und wenn dann die Leute diese Brillen aufsetzten, um recht zu sehen und gerecht zu sein, so hatte das gar keine Art; und der Böse lachte, dass ihm der Bauch platzte, und das kitzelte ihn so herrlich. Draußen aber flogen noch kleine Glassplitter in der Luft umher. Nun werden wir hören!

*Zweite Geschichte*  
*Ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen*

Drinne in der großen Stadt, wo so viele Häuser und Menschen sind, dass nicht Platz genug zu einem kleinen Garten für alle Leute ist, und wo sich deshalb die meisten mit Blumen in Blumentöpfen begnügen müssen, waren doch zwei arme Kinder, die einen Garten hatten, der ein wenig größer war als ein Blumentopf. Sie waren nicht Bruder und Schwester, aber sie hatten sich ebenso lieb, als wenn sie es gewesen wären. Die Eltern wohnten einander gerade gegenüber in zwei Dachkammern; da wo das Dach des einen Nachbarhauses an das andre stieß und die Wasserrinne zwischen den Dächern entlang lief, da war in jedem Hause ein kleines Fenster; man brauchte nur sperrbeinig über der Rinne zu stehen, dann konnte man von dem einen Fenster zu dem andern gelangen.

Die Eltern hatten draußen jeder einen hölzernen Kasten, und darin wuchsen die Küchenkräuter, die sie gebrauchten, und ein kleiner Rosenstock; da war einer in jedem Kasten, und sie wuchsen so herrlich. Nun kamen die Eltern auf den Einfall, die Kasten quer über die Rinne zu stellen, sodass sie fast von dem einen Fenster bis an das andre reichten und ganz aussahen wie zwei Blumenwälle. Die Erbsenranken hingen über die Kasten hinab, und die Rosenstöcke schossen lange Zweige, schlängelten sich um die Fenster und neigten sich einander zu: es sah fast aus wie eine Ehrenpforte von Blumen und Grün. Da die Kasten sehr hoch waren und die Kinder wussten, dass sie da nicht hinauf kriechen durften, so erhielten sie oft Erlaubnis, zueinander hinauszusteigen und auf ihren kleinen Schemeln unter den Rosen zu sitzen; da spielten sie dann so herrlich.

Im Winter hatte ja das Vergnügen ein Ende; die Fenster waren oft ganz zugefroren, aber dann wärmten sie Kupfermünzen im Ofen, legten die heiße Münze gegen die gefrorene Fensterscheibe, und nun entstand da ein köstliches Guckloch, so rund, so rund; dahinter lugte ein lieblich sanftes Auge hervor, eins an jedem Fenster; das war der kleine Knabe und das kleine Mädchen. Er hieß Kay, und sie hieß Gerda. Im Sommer konnten sie mit einem Sprunge zueinander gelangen, im Winter mussten sie erst die vielen Treppen hinab- und die vielen Treppen hinaufsteigen; draußen stob der Schnee.

»Das sind die weißen Bienen, die schwärmen«, sagte die alte Großmutter.

»Haben sie auch eine Bienenkönigin?«, fragte der kleine Knabe, denn er wusste, dass unter den wirklichen Bienen eine solche ist.

»Freilich haben sie die!«, sagte die Großmutter. »Sie fliegt da, wo sie am dichtesten schwärmen! Sie ist die größte von ihnen allen, und nie bleibt sie ruhig auf der Erde, sie fliegt wieder in die schwarze Wolke hinauf. Manche Winternacht fliegt sie durch die Straßen der Stadt und lugt in alle Fenster hinein, und da frieren die gar sonderbar zu, wie mit lauter Blumen bedeckt.«

»Ja, das habe ich gesehen!«, sagten beide Kinder, und dann wussten sie, dass es wahr sei.

